

HELMUT THOMÄ, ULM

Stellungnahme zum kritischen Kommentar Hermann Belands zu meinem Aufsatz »Idee und Wirklichkeit der Lehranalyse«*

Übersicht: Der Autor weist Belands Kritik mit dem Hinweis zurück, daß eine Reform der psychoanalytischen Ausbildung nicht von einem Konsens über Rolle und Funktion der Lehranalyse ausgehen könne, vielmehr am Verlust der Einheit von Lehre, Krankenversorgung und Forschung an den psychoanalytischen Instituten ihren Ausgang nehmen müsse. Das »synkretistische Dilemma« der Lehranalyse und die seit Jahrzehnten von maßgeblichen Fachvertretern vorgetragene Kritik seien ernstzunehmen. Die angestrebte »Purifizierung« der Wahrnehmungsfähigkeit des künftigen Analytikers habe die »Superlehranalyse« von heute durchschnittlich etwa 1000 Stunden auf den Weg gebracht.

Tabuverletzungen und Sanktionen – Gruppendynamik

Hermann Beland hat recht: Ich habe mir keine Illusionen über den Erfolg meiner Reformideen gemacht und vorausgesagt, daß alles beim alten bleiben werde. Nun hat sich meine Erwartung über die Maßen erfüllt. Wer die stärksten Tabus der Psychoanalyse berührt, kann nicht mit wohlwollender Prüfung seiner Argumente rechnen, sondern muß sich auf alle jene Sanktionen einstellen, die durch unbewußte Prozesse auch in psychoanalytischen Institutionen motiviert werden.

Beland moniert, daß ich mich bei meinen Reformvorschlägen nicht von gruppendynamischen Erkenntnissen in der Tradition von Bion und Foulkes leiten ließ. Er beklagt, daß bisher noch kein psychoanalytisches Ausbildungsinstitut und keine nationale Vereinigung psychodynamisch geschulte Institutionsberater bei der Lösung ihrer Probleme um Rat gebeten hätten. Dieses Versäumnis kann mir kaum angelastet werden. Man müßte vielmehr beispielsweise den Kleinianischen Gruppenanalytiker Jaques (1955) fragen, warum er es vorgezogen hat, die sozialen Systeme als Abwehr gegen persekutorische und depressive Ängste in einer Fabrik und nicht am Londoner Psychoanalytischen Institut zu untersuchen. Eine ähnliche Frage könnte man an Brocher richten bezüglich seiner langjährigen Tätigkeit an der Menninger-Klinik. Offenbar hat auch Horn (1974) es vermieden, sozialpsychologische und soziologische Gesichtspunkte dort anzuwenden, wo der Schwerpunkt des Sigmund-

* Bei der Redaktion eingegangen am 7.1.1992.

Freud-Instituts liegt, nämlich bei der psychoanalytischen Ausbildung. Insoweit teile ich also Belands Kritik, die aber in verschiedener Hinsicht einzuschränken ist.

Man sollte nämlich unsystematische Beobachtungen über das Verhalten von Gruppen in der psychoanalytischen Berufsgemeinschaft in Analogie zu kasuistischen Studien nicht unterschätzen. Es wundert mich deshalb, daß Beland (1983) seinen eigenen Beitrag über die Wirkung soziologisch und sozialpsychologisch relevanter Elemente in psychoanalytischen Gruppen in diesem Zusammenhang unerwähnt läßt. Er hat, mit der Kirchengeschichte gut vertraut, in dieser Veröffentlichung, aus der ich in meiner Untersuchung zitiert habe, die Reaktionen religiöser Gemeinschaften auf Tabuverletzungen mit denjenigen verglichen, die psychoanalytische Gruppen an den Tag legen, und faßt das Ergebnis folgendermaßen zusammen: »Sie (gemeint ist die erste Analytikergeneration, aber m. E. darf »sie« im Hinblick auf die institutionalisierte Analyse verallgemeinert werden) weist in einigen ihrer Einrichtungen tatsächlich Ähnlichkeiten mit religiösen oder politischen Weltanschauungsgruppen auf, unterscheidet sich jedoch gerade darin, daß sie nicht auf Identifikation mit Weltanschauung ausgerichtet ist, sondern auf Ermöglichung von Naturerkenntnis des unbewußt Psychischen als Selbsterkenntnis« (Beland, 1983, S. 48 f.). Meine eigene Studie zur psychoanalytischen Identität hat Beland durch eine stärkere Betonung der psychosozialen Definition des Rollen- und Selbstverständnisses von Psychoanalytikern ergänzt. So heißt es beispielsweise: »Psychoanalytische Gruppenidentität als Gruppenphänomen steuert z. B. primitive Zustimmung- und Ablehnungsaffekte. Das Identitätsgefühl stimmt ebensogern bei Konsonanz zu, wie es schnell exkommuniziert« (ebd., S. 52). Überzeugend werden von ihm Sanktionen beschrieben, die durch Tabuverletzungen ausgelöst werden. Hierbei werden sachliche Diskussionen und vernünftige Problemlösungen erschwert oder gar unmöglich gemacht. Irrationale Haltungen aus der Gruppenmentalität können zu wechselseitigen und gegenseitigen Diffamierungen führen. Befürworter einer analytischen Psychotherapie von begrenzter Dauer, die nach Belands – glücklicherweise unzutreffender – Auffassung in der klassischen Psychoanalyse erst noch entwickelt werden muß, werden exkommuniziert. Auf der anderen Seite wird die Langzeitanalyse oder ihre übermäßige Heroisierung lächerlich gemacht (ebd., S. 63).

Ob Beland seine Polemik noch genauso geschrieben hätte, wenn er sich seine früheren Ausführungen über primitive Zustimmung- und Ablehnungsaffekte vergegenwärtigt hätte, wage ich zu bezweifeln. Er hat in

seiner Kritik an meinem Aufsatz die Auswirkungen solcher Affekte in ungewöhnlicher Prägnanz demonstriert. Obwohl die psychoanalytische Literatur an Beispielen dieser Art nicht gerade arm ist, ist es doch zu begrüßen, daß nun ein besonders typischer Fall vorliegt. Belands Kritik fordert mich heraus und ermöglicht mir eine Präzisierung und Klarifizierung.

Die Psychoanalyse gruppenspezifischer Prozesse fördert Einblicke in unbewußt gesteuerte, irrationale Vorgänge, die eine optimale Lösung der jeweiligen Aufgabe institutionalisierter Gruppen erschweren oder verhindern. Institutionsberater, die beispielsweise nach dem Tavistock-Modell arbeiten, bewegen sich in einem Feld, das durch die Spannung zwischen den vorgegebenen Zielen und Aufgaben einer Institution und den gruppenspezifisch entstandenen Störungen mit einem Negativ-Katalog von Wirkungen gekennzeichnet ist. Die psychodynamische Deutung von Gruppenprozessen in psychoanalytischen Berufsgemeinschaften allein führt nicht weit, wenn die Aufgaben und Ziele, denen eine Institution nachstrebt, nicht ausreichend berücksichtigt werden. Es ist das Verdienst Fürstenaus, anläßlich eines Vortrags vor der Deutschen Psychoanalytischen Vereinigung, der 1970 veröffentlicht wurde und nichts bewirkte, darauf aufmerksam gemacht zu haben.

Ich war damals Vorsitzender der DPV, der erste westdeutsche Psychoanalytiker nach H. Müller-Braunschweig, G. Scheunert und H.-E. Richter. In den sechziger Jahren war die Psychoanalyse in der BRD mit einem unerwarteten Zustrom zur Ausbildung konfrontiert. Unter meinem Einfluß wurde die das spätere Wachstum ermöglichende Entscheidung getroffen, junge Analytiker mit Lebranalysen zu beauftragen, also fast die gesamte erste und zweite Nachkriegsgeneration. Ich ging von der inzwischen bestätigten Annahme aus, daß die Selbsterfahrung als ein hilfreicher und fruchtbarer Prozeß auch bei relativ unerfahrenen Analytikern in Gang kommt. Dem Leser empfehle ich, diese Anmerkung bei der Lektüre des Abschnittes über »Pioniere der Vergangenheit – und Zukunft?« (S. 481–485) zu berücksichtigen. Beland möchte ich daran erinnern, daß er besonders als langjähriger Leiter des Zentralen Ausbildungsausschusses, als Vorsitzender und als Vorstandsmitglied Gelegenheit und gute Gründe gehabt hätte, Fürstenau Anregungen aufzugreifen.

In Anlehnung an eine Monographie von Millerson hat Fürstenau Vereinigungen nach ihrer Hauptfunktion definiert. Die psychoanalytischen Vereinigungen und Institute sind danach den berufsqualifizierenden Assoziationen zuzuordnen. Das starke Übergewicht, die dominierende Ausbreitung von Funktionen, die mit der späteren Praxis zusammenhängen, steht im Mißverhältnis zur wissenschaftlichen Schulung. In Vergessenheit scheint geraten zu sein, daß Fürstenau schon damals die Frage aufgeworfen hat, ob die psychoanalytischen Ausbildungsinstitute ihrer Aufgabe, den Nachwuchs zur bestmöglichen beruflichen Qualifikation heranzubilden, gerecht werden. Vor gruppenspezifischen Betrachtungen

gen muß also untersucht werden, ob die psychoanalytischen Institute ihren Aufgaben und Zielen – im Sinne der umfassenden Ansprüche Freuds – gerecht werden oder nicht. Förderliche oder störende gruppendynamische Prozesse müssen also in bezug auf die Aufgaben und Ziele einer Institution betrachtet werden. Ob eine Reform nötig ist oder nicht, kann nicht durch analytische Interpretationen von Gruppenprozessen festgestellt werden. Ohne Zweifel tragen aber Gruppenprozesse, die von der Lehranalyse unabhängig sind, aber sich auf die professionelle Identifikation auswirken, dazu bei, daß sich die Unausgewogenheit in der idealen Trias Lehre, Krankenversorgung und Forschung während der letzten Jahrzehnte noch verstärkt hat. Ich bin selbst darüber erschrocken, daß meine historisch-systematische Untersuchung zu Vorschlägen führte, die einer »Reform an Haupt und Gliedern« gleichkommt. In 5 Kapiteln, in denen ich die Kritik prominenter Analytiker an der Ausbildung wiederhole, sichte und ordne ich Bekanntes. Neu ist, daß Konsequenzen aus der Kritik gezogen werden, die als Reform bezeichnet werden dürfen.

Meine Reformvorschläge wären hinfällig, wenn es die beschriebenen Probleme, also die Unausgewogenheit in der Trias von Lehre, Krankenversorgung und Forschung zugunsten der Lehranalyse, nicht gäbe und die von mir herangezogenen Zeugen unzuverlässig wären. Da müßte man vielen Analytikern vorhalten, daß sie die seit Jahrzehnten diskutierten Probleme erfunden haben. Also fühle ich mich als ein von Beland denunzierter »Erfinder« in guter Gesellschaft mit vielen prominenten Analytikern, die eine Ausbildungsreform fordern.

Meine Darstellung hat eine gewisse Einseitigkeit und Schärfe dadurch bekommen, daß ich die *ungelösten Probleme* pointiert habe. Diese haben mich zur Reform hingeführt und nicht umgekehrt: Ich hatte nicht die Verkürzung und noch weniger die Beseitigung der Lehranalyse im Kopf, um dann durch eine geschickte Auswahl von Zitaten die Geschichte zu frisieren und Probleme zu erfinden. Seitdem meine Angst vor Sanktionen bei Tabuverletzungen geringer geworden ist, verstecke ich meine eigene Auffassung weit weniger hinter den Zitaten berühmter Kollegen als früher. Der vorliegende Text verrät anscheinend nichts mehr von den inneren Kämpfen und Zweifeln, die sich vor allem darauf beziehen, ob eine umschriebene Ausbildungsreform ohne volle Verwirklichung der Trias in Verbindung mit einer Ganztagsweiterbildung ausreicht, um das Potential der Psychoanalyse auszuschöpfen. Überall in der Welt, wo es gelungen ist, ein Kooperationsmodell zwischen niedergelassenen und institutionell tätigen Analytikern mit Forschungsinter-

essen und -kompetenz – wie beispielsweise an der Menninger-Klinik – zu etablieren, sind international beachtete und auch interdisziplinär ausgerichtete Veröffentlichungen entstanden. Die Aufgaben der hypothesenprüfenden Forschung können nur in gemeinsamer Anstrengung gelöst werden. Deshalb bedauere ich die Art dieser Kontroverse als ein weiteres ernstes Zeichen der Entfremdung zwischen »niedergelassenen« und »universitären« Analytikern zutiefst.

Entstellungen

Mein Verständnis für affektive Reaktionen und Sanktionen, die durch meine Kritik ausgelöst werden, geht nicht so weit, daß ich Entstellungen meiner Auffassungen unwidersprochen hinnehmen kann.

Schon nach kurzer Beschreibung einiger wesentlicher Elemente meines Reformvorschlages erfolgt Belands erster Paukenschlag, der die gesamte psychoanalytische Welt gegen mich aufbringen muß. Da kann ich nur verwundert fragen: Wo habe ich die Lehranalyse zu einer didaktischen Analyse *ohne* therapeutische Zielsetzung zurückgestuft oder gar für die Beseitigung der Lehranalyse plädiert? Beland schränkt diese ungerechtfertigte Anschuldigung durch die Einfügung »wie sie (die Lehranalyse) bisher verstanden wurde« ein – so, als ob es ein einheitliches Verständnis in den geschlossenen und offenen Institutstypen wie in Bernfelds Idealgemeinschaft gäbe.

Der entscheidende Punkt unserer Meinungsverschiedenheit liegt darin, daß dieser Konsens seit Jahrzehnten eben gerade *nicht* besteht, was ich, von Balints Diagnose des Jahres 1948 ausgehend, überzeugend aufgezeigt zu haben glaube. Tatsächlich überwiegen Differenzen, und seit Fenichels und A. Freuds Berichten im Jahre 1938 darf bezweifelt werden, ob eine psychoanalytische Therapie unter den Bedingungen der Lehranalyse ohne erhebliche Komplikationen und Einschränkungen gedeihen kann.

In der Rezeption Belands würde auch ich meine Reformideen verwerfen. Ich würde mich wie Beland als Lehranalytiker darüber ärgern, wenn mir ein mangelhaftes Qualitätsbewußtsein zugeschrieben und ich zum Handlanger institutionalisierter Macht degradiert würde. Als Kandidat würde ich mir in jedem Fall die bestmögliche psychoanalytische Therapie wünschen. Dementsprechend hat es mich getroffen, daß Beland mir die Meinung zuschreibt, Lehranalysen würden heutzutage so lange dauern, weil Quantität mit Qualität verwechselt werde und die Organisation einer primitiven phallischen Phantasie erlegen sei. Diese Phantasie ist

Belands Sache. Ich halte mich an die von Freud gegebene Begründung der »Purifizierung« anhand von Balints Beschreibung im Abschnitt 4.1 der Veröffentlichung. Ich behaupte, daß die Idee, durch die Beseitigung subjektiver »blinder Flecken« zu einem standardisierbaren psychoanalytischen diagnostischen Maßstab zu gelangen, eine unglückliche Verbindung mit der Supertherapie, also der absoluten Kur des Kandidaten, eingegangen ist. Inzwischen ist die Idee der »Purifizierung« in der Kleinianischen Richtung mit einer gegensätzlichen Begründung versehen worden. Nun haben sehr lange dauernde Lehranalysen das Ziel, den Wahrnehmungsapparat des Kandidaten so zu säubern, daß projektive und introjektive Identifizierungen möglichst rein empfangen werden können. Die positiven und negativen Auswirkungen des damit verbundenen neuen Verständnisses der Gegenübertragung habe ich im 3. Kapitel des Grundlagenbandes des Ulmer Lehrbuchs (Thomä und Kächele, 1985) diskutiert. Erinne sei an Eisslers dort (ebd., S. 98) wiedergegebene ironische Bemerkung, die Lehranalyse diene nun nicht mehr der Beseitigung der Gegenübertragung, sondern der Erhöhung ihrer kurativen Wirkung. Die besonders lange Dauer der Kleinianischen Lehranalysen, die sich der unendlichen Analyse annähern, hängt wahrscheinlich damit zusammen, daß in dieser Theorie die »Purifizierung« des Kandidaten mit seiner bestmöglichen Kur zusammenzufallen scheint. Hätte diese Theorie ihre Bewährungsproben bestanden, würde eine *lege artis* durchgeführte Kleinianische Lehranalyse gleichzeitig schweres seelisches Leiden am tiefsten Punkt kurieren und die bestmögliche berufliche Qualifikation erzielen können.

Was immer ich zu Mißverständnissen beigetragen habe: Beland hat bei seiner Rezeption den Kontext der von ihm hervorgehobenen Stelle völlig unbeachtet gelassen. Es geht nämlich an der zitierten Stelle (S. 416) im Anschluß an Ferenczis und Balints Diskussion der Lehranalyse als Supertherapie um das Problem, daß es keine qualitativen Untersuchungen von Lehranalysen geben *kann*. Weiterhin hat Beland unbeachtet gelassen, daß ich dort auf das Junktim von Heilen und Forschen verweise und impliziere, daß es an qualitativen Vergleichsstudien über den Verlauf von Analysen bei Patienten mangelt, die *ceteris paribus* als Analogstudien betrachtet werden könnten.

Aus Belands Rezeption ergibt sich dann der zusätzliche Vorwurf, daß ich keine Indizien dafür nenne, Lehranalytiker hätten weltweit Qualität durch Quantität ersetzt, was einem schweren Integritätsdefekt gleichkäme. Auf den erwähnten Seiten (412–422) und im Abschnitt 6.2 »Quantität und Qualität« (S. 487–494) geht es mir ebenso wie den von mir heran-

gezogenen Zeugen, deren Auffassung ich mir zu eigen gemacht habe, um systemimmanente Probleme und nicht um die Qualität der beruflichen Leistung des einzelnen außerhalb oder innerhalb einer Schulrichtung. Anscheinend ist es mir nicht gelungen, die gruppenspezifische Funktion äußerer und quantitativer Merkmale der psychoanalytischen Methode angesichts des inhaltlich-qualitativen Pluralismus deutlich zu machen.

Die Tatsache unterschiedlicher theoretischer Systeme hat nichts mit der Integrität des Denkens und Handelns von Analytikern zu tun. Was die Psychoanalyse als Wissenschaft belastet, ist die Vernachlässigung der speziellen Therapieforschung in den einzelnen Schulen und der Therapievergleich zwischen den Richtungen. Es ist mir unklar, wo ich auf Formalien überwechselte, anstatt die therapeutischen Notwendigkeiten zu betonen, über die sich nach Beland die Vertreter aller Schulen einig sind. Mein Eindruck ist eher, daß die Einigkeit sich auf wenige äußere Merkmale und auf die Dauer des psychoanalytischen Prozesses bezieht und im übrigen kein common ground besteht.

Die Vielfalt psychoanalytischer Theorien, Techniken und Deutungssysteme spricht für die Lebendigkeit der Psychoanalyse und für die Offenheit ihrer Vertreter für neue Ideen. Problematisch ist also nicht die Vielfalt als solche, sondern die mangelhafte, ja fehlende Bereitschaft von Gruppen und Schulen, die jeweiligen ätiologischen und therapeutischen Theorien auf ihre Stichhaltigkeit zu überprüfen. Ich bedauere, daß ich offenbar meinen Standpunkt nicht klar genug gemacht habe. Die Dauer von Analysen, insbesondere von Lehranalysen (und damit eine Quantität), wird mit in sich widerspruchsvollen, voneinander divergierenden, ja sich gegenseitig ausschließenden Universalpsychopathogenesen, für die ich einige Beispiele genannt habe, begründet.

Die verschiedenen schulspezifischen Universalpsychopathogenesen können gewiß auf irgendeiner Ebene dieses oder jenes gemeinsam haben, und es ist auch denkbar, daß Therapien, die zum jeweiligen tiefsten Punkt vordringen, ungefähr gleich lange Zeit benötigen. Da ich keine der Universalpathogenesen vertrete und auch nicht die durchschnittliche Dauer von Lehranalysen von tausend Sitzungen zu begründen habe, muß ich den schwerwiegendsten Vorwurf, der mir gemacht wird, an Beland, insoweit er als Repräsentant des psychoanalytischen Ausbildungswesens spricht, zurückgeben: Es ist nicht meine Sache, den Forschungs- und Überprüfungsverpflichtungen nachzukommen, die in der jeweiligen Schulrichtung anfallen. Sollte Beland beispielsweise als Kleinianer sprechen, wenn er sagt, daß Vernichtungs- und Verlustängste zur Verge-

genwärtigung in der Analyse mehr Zeit brauchen als 300 Stunden, kann ich ihm zustimmen. Damit ist aber die Frage nicht vom Tisch, ob die Heilung und die Berufsfähigkeit von Kandidaten an die Durcharbeitung dieser Ängste gebunden ist. Auch an dem sibyllinischen Zusatz, daß eine solche Analyse soviel Zeit brauche, wie sie brauche, kann ich mich erfreuen. Nach meiner Erfahrung hängt die Aktualisierung von Vernichtungängsten in der Therapie von vielen inneren und äußeren Bedingungen ab, die unterschiedliche therapeutische Interventionen nahelegen. Doch hier geht es nicht um eine klinische Diskussion.

Schließlich bleibt von meinem Reformvorschlag nur noch die von außen verordnete Verkürzung der Lehranalyse auf drei- bis vierhundert Stunden *ohne* Therapie übrig – so wird mein Vorschlag von Beland deformiert. Träfe dies zu, lohnte es sich nicht, den umfangreichen Originaltext in die Hand zu nehmen.

Lehranalyse – Therapie und Lehre

Das Dilemma der Lehranalyse, seit fünfzig Jahren bekannt, liegt darin, daß die berufliche Qualifikation an die Therapie gebunden ist. Stellen wir ein Gedankenexperiment an.

Ein Gedankenexperiment, bei dem auf abstrakter Ebene »Therapie und Didaktik« voneinander getrennt werden, ist geeignet, Probleme zu entwirren und praktikable Lösungen zu finden. Folgende extreme Thesen können formuliert werden: 1. Kandidaten der Psychoanalyse haben allesamt erhebliche seelische Störungen und bewerben sich um die Ausbildung, um eine Therapie zu machen. Sie haben, unter dem psychoanalytischen Mikroskop betrachtet, sogar noch viel tiefergehende, in ihrer Struktur verankerte Probleme, als sie selbst wissen. Sie sind krank und benötigen eine Therapie. Die Konsequenz dieser These liegt auf der Hand: Die Behandlung müßte von den Krankenkassen bezahlt werden. Die Dauer der Therapie würde von der Finanzierung her gesehen durch die Krankenkasse eingeschränkt, aber ansonsten stünde es vollständig in der Freiheit der Person, eine Analyse so lange zu machen, wie sie selbst möchte. Irgendwann würden sich hierbei vielleicht ursprüngliche Behandlungsziele in Lebensziele umwandeln. 2. These: Die Lehranalyse hat, wie der Name sagt, und mit dieser Zielsetzung wurde sie auch eingeführt, die Aufgabe, für den Beruf des Psychoanalytikers zu qualifizieren. Die Anforderungen der psychoanalytischen Praxis machen es erforderlich, die tiefsten, im Menschengeschlecht verankerten Ängste selbst erfahren und überwunden zu haben, um schwerkranken Patienten helfen

zu können. Als Konsequenz dieser These ergibt es sich, daß die Berufsgemeinschaft diese Eignung an die nachgewiesene Durcharbeitung menschlicher Grundängste der »Vernichtung« und des »Verlusts« bindet. Die Lehranalyse, deren Einführung in jedem Fall wissenschaftsgeschichtlich von säkularer Bedeutung ist, würde zum reinen Selbstexperiment, dessen erfolgreicher Abschluß direkt oder indirekt festgestellt werden könnte. Mit Therapie hätte das Ganze nichts zu tun, und man könnte den am Experiment beteiligten Lehranalytiker nach dem Stand der Annäherung an die Grundängste befragen. Im Laufe der Zeit würden sich Durchschnittswerte der Dauer dieses Experiments ergeben.

Dieses surrealistische Gedankenexperiment möchte ich für Problemlösungen fruchtbar machen. Zunächst ist darauf aufmerksam zu machen, daß bei diesem fiktiven Experiment keine Hypothese geprüft wird. Es wird im Gegenteil vorausgesetzt, daß die Durcharbeitung menschlicher Urängste die *Conditio sine qua non* für die psychoanalytische Qualifikation sei und als sei der Beweis hierfür schon erbracht.

Bei der psychoanalytischen Vernichtungs- und Verlustangst handelt es sich nicht um philosophische Angstkategorien im Sinne Kierkegaards, Heideggers oder Sartres und auch nicht um religiöse Glaubensinhalte, sondern um tiefenpsychologische, also um realwissenschaftliche Sachverhalte. Dementsprechend impliziert Beland, daß es sich um unbewußte Angstbedingungen handelt, die im frühesten Lebensalter im Seelenleben wirksam waren, der Abwehr verfielen und sich danach – im Sinne der Wiederkehr des Verdrängten – nur noch indirekt äußerten. Um diese Grundpositionen der Angst herum kristallisiert sich in der Theorie M. Kleins der psychotische Kern. Unterschiedliche Inhalte und Motivationen der Vernichtungsangst bilden in dieser Theorie die Grundlage aller psychopathologischen Erscheinungen, also beispielsweise auch der Charakterneurosen. Bei Kohut ist die Fragmentation des Selbst die äquivalente Grundangst.

In den von mir als Universalpathogenese benannten schulspezifischen Annahmen über die Grundursachen seelischen Leidens wird vorausgesetzt, was erst noch zu beweisen wäre. Selbst wenn die inhomogenen psychoanalytischen Angsttheorien auf einen – metaphorischen – Nenner gebracht werden könnten, müßte noch aufgezeigt werden, daß nur die von Beland anvisierten Lehranalysen »Verstehensblockaden« beheben, ein »vertieftes Verständnis« und eine »analytische Haltung« mit sich bringen, die nichts erzwingt. Belands Meinung impliziert, daß alle Analytiker, deren Lehranalyse nicht so tief ging, durch Verstehensblockaden behindert sind. Danach wären Generationen von Analytikern

entweder ihren schwerkranken Patienten nicht gerecht geworden oder hätten erst in langwieriger späterer Selbstanalyse den Zugang zu tieferem Selbst- und Fremdverstehen finden können.

Beland behauptet, daß für die Qualifikation zum Analytiker die Durcharbeitung von Vernichtungs- und Verlustängsten erforderlich sei. Als Ziel der Lehranalyse gilt dementsprechend die »Vergegenwärtigung« der am intensivsten abgewehrten Vernichtungs- und Verlustängste. Der Kandidat soll das genaueste Wissen über sich selbst und volle Selbstakzeptanz erreichen, die es ihm ermöglicht, auch den Patienten vorbehaltlos akzeptieren zu können. Von den Superlativen abgesehen, störte mich beim ersten Lesen wenig. Selbstakzeptanz ist Voraussetzung eines gesunden Selbstgefühls. Freilich gehört zum Wohlgefühl nicht nur, daß wir uns selbst, so wie wir sind – oder wie wir sein könnten? –, akzeptieren, sondern auch, daß wir für andere akzeptabel sind. Doch da gibt es wohl kaum Meinungsverschiedenheiten. Meine Kritik richtet sich gegen die Selbstsicherheit, mit der Beland, wie viele Analytiker aller Schulen, eine Stereotypie vertritt, als ließe sich das Ziel jeder Lehranalyse durch die Vergegenwärtigung der Vernichtungsangst bestimmen.

Mein Gedankenexperiment diene zunächst ausschließlich dem Zweck, ein Problem zu illustrieren. Nun kann es auf Belands Zielbestimmung angewendet werden. Er begründet nämlich die Lehranalyse im Sinne meiner zweiten These quasi experimentell. Von Therapie ist nicht die Rede, sondern von »Vergegenwärtigung«, als folgte die Aktualisierung einem allgemein gültigen Naturgesetz, das bei entsprechender analytischer Haltung wirksam wird. Bedenkt man, daß zum angenommenen psychogenetischen Kontext dieser Ängste das ganze Spektrum dessen gehört, was heutzutage als »frühe Störung« bezeichnet wird, kann man ermessen, welche theoretischen und behandlingstechnischen Probleme hier vorliegen. Auf welch tönernen Füßen die Diagnose »frühe Störung« steht, hat kürzlich Reiche (1991) – gezeigt. Ich würde mich jedenfalls außerstande sehen, den Zusammenhang zwischen Vernichtungsängsten und vielgestaltigen »Charakterneurosen« aufzuweisen. Vor diesem Problem stünde aber ein Lehranalytiker, der in einer Charakteranalyse das Ziel Belands im Auge hat. Hierzu gehört auch das kontroverse Thema der »Übertragungspsychose« (Little, 1958, 1991; Rosenfeld, 1981).

Die fiktiven Pole meines Gedankenexperiments sind in Wirklichkeit der Kandidat, der therapeutische und berufliche Erwartungen hat, und das Institut, dessen Mitglieder wissen, daß die psychoanalytische Ausbildung ohne Lehranalyse undenkbar ist, die aber zugleich akzeptieren müssen, daß die Therapie völlig außerhalb ihres Machtbereichs liegt.

Die seit Jahrzehnten bestehenden, also in keinem Modell bisher gelösten Probleme ergeben sich aus der ständigen Vermischung von Erwartungen, Hoffnungen und Zielsetzungen. Bezüglich seiner Therapie ist der Kandidat souverän, doch als Lehranalyse ist diese geregelt. Der Kandidat möchte sich mit Hilfe seiner Therapie qualifizieren. Das Institut und die Supervision erwarten von der Lehranalyse eine »Besserung« des Kandidaten. Die Durchlässigkeit von Grenzen und untergründige Kollusionen begünstigen die Entstehung von Ängsten und Projektionen, die in keiner Institution fehlen. Ich bin nicht so naiv zu glauben, daß die von mir vorgeschlagene Reform alle alten Probleme lösen wird. Aber die bisher realisierten Modelle haben die Verantwortungen und Zuständigkeiten besonders in einer Hinsicht nicht klar festgelegt, nämlich bezüglich der Selbstbestimmung des Kandidaten, dessen Lehranalyse eine Therapie ist. Im Hinblick darauf habe ich in meinem Vorschlag, das Recht des Instituts, auf die Dauer der Analyse Einfluß zu nehmen, begrenzt. Gerade weil dieser Einfluß nur indirekter Natur ist und sich in meist unausgesprochenen Erwartungen äußert, der Kandidat möge sich noch weiter bessern, hat er großes Gewicht. Hierzu gehört die häufig zitierte Äußerung: Die Lehranalyse für's Institut, die »richtige« Analyse danach für mich selbst. Autonomieverlust führt aber zur Infantilisierung und zugleich zur Verstärkung von Abhängigkeitsängsten – zur Angst in der Kandidatur. Ich kenne keine akademische Prüfung, in der die Prüflinge soviel Angst haben, wie Kandidaten vor ihrem Kolloquium.

Geht man davon aus, daß nach langer Lehranalyse zum Zeitpunkt des Kolloquiums tiefe Vernichtungsängste im Sinne Belands durchgearbeitet sein müßten, steht das Paradox im Raum, daß Kandidaten vor einem in der Sache harmlosen Kolloquium soviel Angst haben. Mit wenigen Ausnahmen bestehen nämlich auch Problemfälle das Kolloquium. Sie werden von Prüfern und von ihrer Gruppe »durchgebracht«. Ich selbst folge hierbei der keineswegs zynischen Minimalforderung, ein Kandidat müßte wenigstens beweisen, daß er einem durchschnittlichen Patienten nicht schade – es ist das alte Motto: *nil nocere*, das sehr viel Wissen und Können verlangt. Von welchen Gesichtspunkten sich Beland beim »Durchbringen« leiten läßt, ist mir nicht bekannt. Er konnte, wenn er ein schwieriges Kolloquium zu leiten hatte, stets mit meiner Unterstützung rechnen. Ähnliche Probleme gab es übrigens auch zu Zeiten des alten mündlichen medizinischen Staatsexamens. Es kam meines Wissens kaum vor, daß ein Kandidat beim allerletzten Versuch, wegen der erforderlichen Zustimmung des Kultusministeriums »Ministerschwanz« genannt, scheiterte. Dieser Hinweis entlastet keine Ausbildungsstätte von

dem Vorwurf, nicht frühzeitig die Konsequenz aus der beobachteten mangelhaften Eignung eines Studenten für den angestrebten Beruf gezogen zu haben. Die von mir vorgeschlagene Reform enthält Lösungsmöglichkeiten für ein Problem, das bisher zu sehr leidvollen Lebensschicksalen führte.

Um nicht mißverstanden zu werden: Der Pluralismus ist das Salz in der Suppe. Man mag den Verlust des common ground beklagen und sich nostalgisch in eine erträumte Zeit zurückversetzen, die real nie existiert hat, aber als »gemeinsame Grundlage« in Sigmund Freud personifiziert war. Das Problem der gegenwärtigen Psychoanalyse besteht nicht im Pluralismus, sondern in der Art und Weise, wie dieser international ausgetragen wird. Im Unterschied zu früher besteht zum einen mehr Toleranz. Gruppen, Schulen und Richtungen grenzen sich weniger gegeneinander ab. Die meisten Psychoanalytiker sind Eklektiker und integrieren in ihr praktisches Handeln jene Elemente aus der komplexen Theorie, die ihnen nützlich erscheinen. Analytiker, die hohe synthetische Fähigkeiten haben und in ihren Veröffentlichungen viele Gesichtspunkte unter ein Dach bringen, wie beispielsweise Kernberg, sind Leitfiguren. So weit, so gut. Was der Pluralismus unter wissenschaftlichen Gesichtspunkten mit sich bringen müßte, ist eine vergleichende Psychoanalyseforschung (in Analogie zur vergleichenden Psychotherapieforschung). Der Mangel an psychoanalytischer Therapieforschung macht sich nun besonders nachteilig bemerkbar und erleichtert es den Schulen, unbeschadet der größeren Toleranz untereinander, an der jeweiligen Skotomisierung festzuhalten. Die vergleichende psychoanalytische Therapieforschung würde jene systematische intellektuelle Durchdringung des klinischen Ertrags der psychoanalytischen Jahrzehnte mit sich bringen, die viel Zeit und Kraft benötigt, die, wie Beland mir zustimmt, im jetzigen Praxis- und Ausbildungssystem nicht vorhanden sind. So wird die Lehranalyse mit Erwartungen überfrachtet, die aus Defiziten in anderen Weiterbildungsbereichen stammen, ohne dort behoben werden zu können.

Lehranalysanden haben nicht nur Hoffnungen und Erwartungen, Symptome zu verlieren und das Leben mit Hilfe einer Analyse besser bewältigen zu können und sich insgesamt wohler zu fühlen. Die didaktische Seite, die in der Bezeichnung zum Ausdruck kommt, ist – als Selbsterfahrung – von der Therapie praktisch nicht zu trennen, weil die Einsicht in unbewußte Phantasien und Prozesse an deren Aus- und Einwirkung auf Verhalten und Erleben, also schließlich auch auf Symptome, gebunden ist. Ausführlich habe ich begründet, daß es trotzdem auf einer abstrakten Ebene notwendig ist, die therapeutischen Aspekte der Lehr-

analyse von ihrer didaktischen Funktion zu trennen (S. 488 und Kapitel 4.4). Diese gedankliche Trennung hat den Spielraum für Innovationen eröffnet, die zur Lösung von Problemen führen könnten, die seit Jahrzehnten in den maßgebenden Ausbildungssystemen bestehen. So wird bezweifelt, ob Lehranalysen, die an Instituten des geschlossenen Typus durchgeführt werden, überhaupt eine optimale therapeutische Funktion erfüllen können. Seit Jahr und Tag wird von unlösbaren und synkretistischen Dilemmata gesprochen. Ausweglosigkeiten stellen sich besonders bei jenen Problemfällen ein, die ihre Lehranalyse in der Hoffnung fortsetzen, schließlich doch noch jene Fähigkeiten zu entwickeln, die zum Abschluß der Ausbildung und zum Beruf qualifizieren. Es hat Beland anscheinend irritiert, daß ich von Persönlichkeitsveränderungen spreche, die sich Institute von der Lehranalyse ihrer Kandidaten versprechen. Welche Worte man auch immer wählen mag – es ist kaum zu bestreiten, daß es bei der Diskussion über die Eignung von Kandidaten und deren Fortschritt darum geht, ob der psychoanalytische Prozeß, der inhaltlich unbekannt bleiben muß, zu dieser oder jener Veränderung geführt hat oder nicht. Selbst wenn man einen Kandidaten voll über das Defizit seiner psychoanalytischen Haltung unterrichtete, bliebe diesem doch verborgen, ob und wie die Fortsetzung der Lehranalyse seine Fähigkeiten erhöht. Der analytische Prozeß wird im Vergleich zu Patientenbehandlungen von außen belastet und seine therapeutische Wirksamkeit herabgesetzt. Nach langem Ringen bin ich zu dem Ergebnis gekommen, daß die persönliche Analyse gegen jede offene oder verdeckte Erwartung des Instituts abgeschirmt werden muß. Im Gegensatz zu Belands Vorwurf, daß mein Vorschlag, Höchstgrenzen für die Lehranalyse festzulegen, organisatorischen Zwang einführt, sehe ich darin den bestmöglichen Schutz für die freie Entscheidung des Kandidaten, ob und bei welchem Analytiker er nun seine Analyse fortsetzen möchte. Insofern vereinigt mein Vorschlag wesentliche Elemente des »offenen« und »geschlossenen« Ausbildungsmodells. Gleichzeitig werden, jedenfalls auf der konzeptuellen Ebene, schwerwiegende Nachteile beider Systeme vermieden.

Daß der didaktische Anteil einer Analyse von der therapeutischen Funktion nur künstlich und abstrakt getrennt werden kann, zeigt sich an einer zuverlässigen klinischen Beobachtung. Stellt nämlich ein Patient oder Kandidat nach einigen hundert Sitzungen fest, daß sich keine seiner therapeutischen Erwartungen erfüllt hat und seine Einsicht in unbewußte Hintergründe seines Erlebens und Verhaltens kaum zu spürbaren Veränderungen führte, ist es an der Zeit, über einen Analytikerwechsel nach-

zudenken. Zu den besonders gut belegten und gesicherten Befunden der empirischen Forschung in der Psychoanalyse gehört Luborskys Entdeckung, daß die Entstehung einer hilfreichen Beziehung schon in den ersten Stunden festgestellt werden kann und ein sicheres prognostisches Merkmal ist. Psychoanalytiker wußten schon immer, wie wesentlich ihre persönliche Gleichung bei der Indikationsstellung ist, was in der häufig zu hörenden Bemerkung zum Ausdruck kommt: »Ich habe diesen Patienten in Analyse genommen, weil ich glaube, mit ihm arbeiten zu können.« Beläßt man es bei der unreflektierten Intuition, begibt man sich der Möglichkeit, das persönliche Spektrum auszudehnen, um möglichst vielen und verschiedenartigen Patienten gerecht zu werden. Doch darauf kann ich hier nicht weiter eingehen. Etwas anderes ist nämlich im Zusammenhang mit der Wir-Bildung im Sinne einer hilfreichen Beziehung wesentlich. Diese hängt davon ab, ob auch der Patient mit dem Analytiker arbeiten kann. Diese Seite wird in Berichten nur selten erwähnt. Wie dem auch sein mag: Aus methodischen und ethischen Gründen muß einem Kandidaten ohne Wissen und ohne Interventionsmöglichkeit des Instituts sowie ohne jede direkte oder indirekte schädliche Folge für seine Ausbildung die Möglichkeit gegeben werden, seinen Analytiker zu einem generell festgelegten Zeitpunkt, nämlich bei Beendigung der Lehranalyse – nach meinem Vorschlag etwa nach 300–400 Sitzungen – zu wechseln. Ohne die Festlegung von Höchstgrenzen für den nur abstrakt abteilbaren didaktischen Anteil der Analyse bleiben Kandidaten nicht selten an einen Lehranalytiker gebunden, bei dem sich keine besonders günstige und hilfreiche Beziehung einstellt. Hier muß Vorsorge getroffen werden. Beland macht daraus eine organisatorische Gewalt.

Es war zu erwarten, daß die Begrenzung der Lehranalyse zugunsten der persönlichen Entscheidung des Kandidaten über die Dauer seiner Therapie – sei es mit »Behandlungszielen«, sei es mit »Lebenszielen« – trotz meiner gründlichen Argumentation mißverstanden würde. Obwohl das Gegenteil, nämlich Schutz gegen eine von außen auferlegte Therapiedauer, von mir angestrebt wird, kann man meinen Vorschlag als Eingriff in den psychoanalytischen Prozeß umdeuten, so als ob nun durch eine Höchstgrenze bestimmt würde, wann der Kandidat aufzuhören hat. Tatsächlich plädiere ich für das Gegenteil, nämlich dafür, die Therapiedauer dem Kandidaten und seinem Analytiker zu überlassen.

Bei der Umsetzung der abstrakten Trennung von Therapie und Didaktik ist es allerdings unvermeidlich, den lehranalytischen Anteil in einer Anzahl von Sitzungen auszudrücken. Obwohl ich allzu spielerisch – es ist

eine ernste Sache – darauf hingewiesen habe, daß es mir um plus/minus hundert Sitzungen nicht gehe, sondern um's Prinzip, wollte ich mich nicht um das Nennen einer Zahl drücken. Daß die Zahl 300–400 wie ein rotes Tuch wirken würde, konnte mich nicht abhalten, diese Zahl zu nennen. Trotz diplomatischer Bedenken und der Befürchtung, die Stiere in der psychoanalytischen Arena zu reizen, konnte ich meine vielfach begründete Überzeugung nicht opfern. Selbst wenn alle anderen Erfahrungen und Gründe, die für diese Art der Begrenzung sprechen, unhaltbar sein sollten: Mir genügte schon die Möglichkeit, daß zehn Prozent aller Kandidaten mit ihrem therapeutischen Fortschritt unzufrieden sein könnten und ihren Analytiker wechseln möchten, dazu aber wegen nachteiliger Folgen für die Ausbildung nicht den Mut haben. Deshalb bedarf es einer Regel, die es allen Kandidaten ermöglicht, die Lehranalyse zu einem bestimmten Zeitpunkt zu beenden und alles Weitere in ihre eigene Regie zu nehmen, bei wem und wie lange sie ihre Therapie fortsetzen möchten. Die bestehende Regel, daß die Lehranalyse die gesamte Ausbildung zu begleiten habe, läuft einem tieferen Verständnis des psychoanalytischen Prozesses zuwider. Obwohl diese Regel flexibel gehandhabt wird, gehört eine erhöhte Risikobereitschaft dazu, allzuweit vom Standard abzuweichen. Der Leser wird sich selbst ein Urteil darüber bilden, welche Regel zum Zwang wird und welche die persönliche Entscheidungsfreiheit über die Dauer der Analyse fördert.

Beland ist auf das rote Tuch losgegangen, hat nicht mehr nach rechts und links auf wesentliche Abschnitte meiner Veröffentlichung geschaut und mich zum Funktionär der KBV gemacht. Richtig ist, daß Erfahrungen der »Richtlinien Psychotherapie« nicht einfach in den Wind geschlagen werden können. Ich selbst habe schon vor Einführung der kassenärztlichen Psychotherapie Schwerkranken in weniger als 300 Sitzungen erfolgreich analytisch behandelt. Die psychodynamische Beschreibung der Anorexia nervosa hat auch heute ihre Gültigkeit noch nicht verloren. Nicht wenige meiner veröffentlichten Behandlungsverläufe sind katamnestisch nachgeprüft worden.

Die Zahl 300 kommt auch sonst in der Psychoanalyse, beispielsweise in den von mir zitierten Veröffentlichungen von Orgel und Smirnoff, vor. Beland hätte mehrere Möglichkeiten gehabt, den Reizeffekt abzumildern. Kandidaten sind gehalten, ihren Kolloquiumsbericht nicht früher als nach 300 Sitzungen vorzulegen. Meine Recherchen haben ergeben, daß diese Regel bei einer DPV-Sitzung am 29./30.11.1973 in Ulm beschlossen und in die Ausbildungsrichtlinien aufgenommen wurde. Der Antrag kam von der Psychoanalytischen Arbeitsgemeinschaft Stuttgart/

Tübingen. Es ist wenig wahrscheinlich, daß die kassenärztlichen Psychotherapie-Richtlinien und die 300-Stunden-Grenze bei Antragstellung und Beschlußfassung eine Rolle spielte. Man hat anscheinend auch nicht bedacht, daß die Abfassung eines Berichts zu diesem Zeitpunkt für die Kandidaten mit besonderen Komplikationen verknüpft sein könnte, die zur Erhöhung der Prüfungsangst führen können – mit den dazugehörigen Auswirkungen auf die Art der Darstellung, treffend als »Frisieren« bezeichnet.

Im Rückblick bedauere ich, daß ich meine Absicht, die DPV zu ermutigen, anhand von Abschlußberichten Probleme von Frequenz und Dauer zu untersuchen, aufgegeben habe. Viele Gründe sprachen dagegen, dieses heiße Eisen anzufassen. Ausschlaggebend war für mich, daß es die Fürsorge für Kandidaten nicht erlaubt, den Examensfall für etwas anderes zu benutzen. Im gegenwärtigen Kampf um Dauer und Frequenz von Analysen könnte die DPV eine bessere Position haben, wenn mehr Weitsicht bestanden hätte.

Nicht laut Thomä, sondern anhand einer statistischen Aufarbeitung einer DPV-Datei durch Kächele hat die Dauer von Lehranalysen im letzten Jahrzehnt kontinuierlich zugenommen und nähert sich der Durchschnittszahl von 1000 Sitzungen (in anderen Vereinigungen der IPV werden die Durchschnittszahlen noch weit höher eingeschätzt). Zahlen haben auch etwas Gutes. In der Abfolge gehen die Lehranalysen der Verlängerung der therapeutischen Analysen voraus. Sollten hierfür die gleichen Bedingungen gültig sein, müßten ähnliche diagnostische Kriterien bei Patienten und Kandidaten vorliegen. Außerdem müßten die Behandlungsverläufe und die Ergebnisse vergleichbar sein. Die aufgeworfenen Fragen zeigen, daß umfangreiche Untersuchungen streng analytischer Art notwendig wären. Soziologische Studien könnten zum Wesentlichen nicht vordringen.

Identifikation und Indoktrination

Beland prangert meinen suggestiven Argumentationsstil als bemerkenswert unwissenschaftlich an. Er bezweifelt die Ehrlichkeit meiner Besorgnisse bezüglich der Auswirkungen tiefverankerter Identifikationen auf die Berufsgemeinschaft und den einzelnen Analytiker. Ich lasse seinen Zweifel auf sich beruhen. Der beschriebene Tatbestand, daß sich nicht wenige Analytiker erst sehr spät in ihrem beruflichen Werdegang von jener »Konversion« befreit haben, zu der eine unkritisch vermittelte, forschungsferne psychoanalytische Ausbildung insgesamt und die Lehr-

analyse sowie eine nachfolgende Gruppenkohäsion führen können – zitiert wird fast ausschließlich aus den Veröffentlichungen prominenter Mitglieder der eigenen Gruppe –, ist unbestreitbar. Es wäre ein leichtes, das auf Seite 418 genannte Beispiel zu ergänzen.

Ich will mich nicht hinter anderen Namen verstecken und sehe in meinem eigenen beruflichen Werdegang ein Beispiel dafür, wie schwierig es sein kann, sich von einem Theorie- und Praxisverständnis zu befreien, wenn sich dieses tief eingegraben hat und durch gruppendynamischen Druck mit drohenden Sanktionen aufrechterhalten und noch verstärkt wird. Gerade weil ich überzeugt davon bin, daß positive Identifizierungen während der Ausbildung die spätere berufliche Identität gewährleisten, bin ich auch hellhörig für Indoktrinationen geworden. Gewiß, Identifizierungen sind kein abgründiges Problem. Im Gegenteil – sie sind das A und O unseres privaten, sozialen und beruflichen Lebens. Identifizierungen sind selbstverständlich auch nicht mit Indoktrination und Unterwerfung gleichzusetzen. Meine Übereinstimmung mit Beland in dieser Hinsicht ändert aber nichts daran, daß gerade unbewußt verankerte Identifizierungen hinter dem Rücken des Subjekts wie Glaubenssysteme wirksam werden können. Erneut ist zu monieren, daß Beland den Kontext nicht beachtet hat. Die Diskussion über die »unvermeidliche Indoktrination« und das Vermitteln einer »Doktrin« zwischen A. Sandler und Smirnoff ist mein Anknüpfungspunkt (S. 423). Haarspaltereien will ich nicht fortsetzen. Ob nun »unvermeidlich« oder – unter bestimmten Bedingungen – »unkorrigierbar«: Auf jeden Fall muß von der Psychoanalyse als Wissenschaft, in der Therapie von Patienten und von Analytikern ein hoher Preis im wirklichen und übertragenen Sinn bezahlt werden, wenn Korrekturen am übernommenen Regel- und Theorieverständnis sich über Jahrzehnte hinziehen (der Schreibfehler Regelverhältnis, statt Regelverständnis, den Beland dankenswerterweise mit einem Fragezeichen versehen hat, ist mir selbst und allen Lektoren des Manuskripts entgangen).

Was hat es nun mit dem Schnitzer auf sich, der in den Zusammenhang von »Identifizieren statt kritisch überprüfen« gehört und nach Belands Meinung so gravierend ist, daß es sich erübrigt, das Modell Thomä ernsthaft weiterzuprüfen? Er befürchtet, daß »Thomäs Modellkandidaten« erst recht an einer »Abwehridealisation« festhalten, weil bei einer zu kurzen Lehranalyse die negative Übertragung nicht durchgearbeitet werden könne. Es handelt sich hier um ein Problem von großer Tragweite. Die meisten Theorien über die Entstehung von negativen Übertragungen und die darauf bezogenen Interpretationsstrategien reduzieren

negative Übertragungen auf intrapsychische Vorgänge und eine konstitutionelle Triebambivalenz unter Vernachlässigung der Auslöser in der Behandlungssituation. Die negative Übertragung wird also nicht systematisch dahingehend untersucht, inwieweit beispielsweise die vorgebrachte Kritik am Analytiker und an dessen Beitrag zur Therapie berechtigt ist oder nicht. Dieses Überspringen der Aktualität und der psychosozialen Realität, die im Abschnitt 4.3 von mir beschrieben wurde, konserviert Mißstände, verstärkt die Ohnmacht des Kandidaten und vergrößert Allmachtsphantasien und – in der Umkehr – Vernichtungsängste.

In diesem Zusammenhang ist noch ein Wort zur analytischen Haltung zu sagen, die Beland in einem Atemzug mit dem analytischen Prozeß nennt. Sobald wir abstrakte Beschreibungen der uns allen vorschwebenden analytischen Haltung in konkretes Denken und Handeln umsetzen, wird erkennbar, daß sich Analysanden nicht mit einer Idee identifizieren, die hinter den Erscheinungen steht, sondern mit der Art und Weise, wie ein Analytiker sich verhält, wie er sein Verstehen zum Ausdruck bringt und wie er die unbewußten Dimensionen in Deutungen einbezieht. Analytiker ermöglichen die Naturerkenntnis des unbewußt Psychischen. Insoweit dieses Unbewußte mit dem infantilen Erleben und dem magischen Denken Ähnlichkeiten aufweist, ist die Naturerkenntnis des Analysanden seinem unbewußten Seelenleben gegenüber auch abhängig davon, welcher Modellkonstruktion des abstrakten »psychoanalytischen Säuglings oder Kleinkindes« der jeweilige Analytiker folgt. Davon ist wiederum die sich im psychoanalytischen Prozeß entfaltende Selbsterkenntnis abhängig, die mit therapeutischen Hoffnungen verbunden ist.

In Korrelation zu den schulspezifischen Konstruktionen des »psychoanalytischen Säuglings« können Aufgaben und Rollen des Lehranalytikers entworfen werden, die dieser idealiter zu erfüllen hätte, um dem unbewußten Kind im Analysanden gerecht zu werden. Einen aufschlußreichen Versuch in dieser Richtung hat Beland unter dem Titel »Der Lehranalytiker, der gut genug ist« bei der Tagung der DGPT 1990 zum Thema »Lehranalyse und psychoanalytische Ausbildung« vorgetragen. Zunächst ist zu begrüßen, daß die Frage der Qualität im Titel an den Lehranalytiker gestellt und diese nicht einseitig an die Eignung des Kandidaten gerichtet wird. Auf der anderen Seite habe ich in der Diskussion kritisiert, daß Beland den Kandidaten als »psychoanalytischen Säugling« bezeichnet und dessen Wünsche und Ängste im Sinne der kleinianischen Konstruktion beschrieben hat. In Korrelation hierzu zeichnete Beland

das Bild des Lehranalytikers, der gut genug ist, vorwiegend mit Hilfe der kleinianischen Farbtafel. Gewiß enthält das Belandsche Musterexemplar eines Lehranalytikers auch Elemente jener menschlichen Grundhaltung, die von allen Schulen und Richtungen angestrebt wird. Wirklich gut genug ist aber nach dieser Darstellung Belands vor allem der Analytiker, der dem kleinianischen Baby gerecht wird.

In Anspielung auf die letzten Sätze aus Freuds *Some Elementary Lessons in Psychoanalysis*, die als zweite Fassung des *Abriß der Psychoanalyse* in die Schriften aus dem Nachlaß aufgenommen wurden, ist nachdrücklich auf folgendes hinzuweisen: Die Psychoanalyse begnügt sich nicht damit, persönliche unbewußte Vorgänge in bewußte zu übersetzen, die Lücken in der bewußten Wahrnehmung auszufüllen und zu subjektiven Wahrheiten in der Selbsterkenntnis zu gelangen. Freuds Ziel war, mit Hilfe der psychoanalytischen Methode »eine umfassende und zusammenhängende Theorie des seelischen Lebens zu schaffen« (Freud 1940 b, S. 146). Deshalb ist es für die Psychoanalyse als Wissenschaft beunruhigend, wenn widerspruchsvolle Theorien über das Unbewußte und dazugehörige Konstruktionen des psychoanalytischen Säuglings nach Freud, nach Klein, nach Kohut, nach Mahler, nach Winnicott, nach Lacan usw. derselbe Wahrheitsgehalt bei der Erklärung seelischer und psychosomatischer Leiden zugeschrieben wird. Die »Qualität der Bewußtheit« (und die meines Erachtens daran gebundene Rationalität) »bleibt das einzige Licht, das uns im Dunkeln des Seelenlebens leuchtet und leitet« (ebd., S. 147). Der Unterschied zwischen religiösen Weltanschauungen und der Psychoanalyse wird also von Beland unvollständig gekennzeichnet. Für die psychoanalytische Therapie geht es nämlich um das Problem, welche Art der »Selbsterkenntnis« bezogen auf welche »unbewußten Phantasien« dem Patienten *hilft*. Patienten suchen gewiß auch nach ihrer »Wahrheit«. Aber ein Bewerber um die psychoanalytische Ausbildung verschlechterte seine Chancen, wenn er als Hauptmotiv das Streben nach Selbsterkenntnis angeben würde, ohne einige Konflikte benennen zu können, auf die sich die Wahrheitssuche richten könnte.

Suggestion und absichtslose Strukturveränderung

Beland kritisiert, daß ich für komplizierte Gruppen- und Institutionsprozesse nur eine sehr begrenzte Teiltheorie, nämlich die Suggestionstheorie, heranziehe. Tatsächlich beziehen sich meine Ausführungen über die Bedeutung der gegenseitigen Beeinflussung im Zusammenhang mit der Suggestionstheorie überhaupt nicht auf Gruppenprozesse, sondern

auf die Theorie der Technik und die psychoanalytische Praxis. Entsprechend gehe ich kurz auf das dazugehörige Problem der sogenannten reinen oder tendenzlosen Psychoanalyse ein, dem ich seit längerer Zeit nachforsche und das keinen geringen Platz in meinen Veröffentlichungen einnimmt. Es hat den Anschein, daß Beland die Seiten 413–415 nicht richtig zur Kenntnis genommen hat. Zum gleichen Thema gehört der Abschnitt 4.3 über »das Hier und Jetzt und die psychosoziale Realität«. Es geht um das Problem der »indirekten Suggestion«, das erst in jüngster Zeit in seiner ganzen Bedeutung erfaßt wird (Gill, 1991).

In diesem Kontext könnte der wohlwollende Leser den von Beland monierten Satz vielleicht weniger anstößig finden. Er lautet: »Die Lehranalysen und insbesondere die Lehranalytiker bleiben außerhalb der wissenschaftlichen Kritik, so daß gar nicht untersucht werden kann, was es mit dieser absichtslosen Strukturveränderung auf sich hat. Das psychoanalytische Wissen über unbewußte Prozesse läßt allerdings vermuten, daß Beeinflussungen bis hin zur unbeabsichtigten Manipulation um so größer sein können, wenn die Wirklichkeit verleugnet wird.« Es wird von Beland nicht deutlich gemacht, welche politische Rücksicht dazu geführt hat, daß dieser Satz verkorkst ist. Der Leser kann also wie ich selbst über meine politischen Hintergedanken nur phantasieren. Immerhin, so verkorkst ist der Satz nicht. Beland weiß ja angeblich, was Thomä meint! Ich bin aus der Andeutung nicht klug geworden, hätte aber zweifellos klarer und einfacher sagen können: In Wirklichkeit gibt es keine tendenzlose Psychoanalyse. Verleugnet man aber die Tatsache der ständigen gegenseitigen Beeinflussung, dann kann diese bis hin zur unbeabsichtigten Manipulation deshalb um so größer sein, weil der Analytiker sich seiner unbewußten Absichten, in Deutungen impliziert, nicht bewußt wird. Mein Lieblingskind – Beland müßte es wissen – ist seit vielen Jahren die Untersuchung des Einflusses des Analytikers auf den Patienten, wobei das Hier und Jetzt und die psychosoziale Realität besondere Beachtung gefunden hat.

Freuds unglückliche Gegenüberstellung von Therapie und wissenschaftlicher Psychoanalyse hat der innovativen diagnostischen und therapeutischen Methode den Schwung genommen. Gruppendynamische Prozesse und das Festhalten am naturwissenschaftlichen Modell des objektiven Beobachters haben das wissenschaftliche und therapeutische Potential jahrzehntelang eingeschränkt. Wie enthüllt nun Beland den verkorksten Satz und stellt klar, was ich meine? Er definiert die tendenzlose Analyse als jene, bei der sich Analytiker darum bemühen, keinen Patienten und Lehranalysanden zu zwingen. Diese, so interpretiert er

meine Meinung, verleugnen aber die Wirklichkeit und »wollen beeinflussen und manipulieren absichtlich« – üben also Zwang aus. Angesichts solcher Folgen werde ich mich in Zukunft noch mehr anstrengen, Sätze nicht zu verkorksen. In diesem Augenblick denke ich an meinen Lehrer Alexander Mitscherlich, der als stets hilfreicher Lektor den Rat gab, nicht zuviel in einen Satz hineinzupacken, sondern in einfachen Sätzen zu sagen, was man denkt.

Psychoanalytiker auf dem Weg zur »Supertherapie«

Beland hat meinem entschiedenen Argumentationsstil durch das Herausreißen einzelner Sätze aus dem argumentativen Kontext Spitzen hinzugefügt, die meine Absichten entstellen. Als weiteres Beispiel erwähne ich meine Überlegungen zu alternativen Erklärungen der von Balint beschriebenen Wanderschaft (S. 418). Damals suchten nicht wenige Analytiker weitere Hilfe und gaben damit zu erkennen, daß ihre bisherige Analyse nicht genügt hatte – für das private und für das berufliche Leben. Diese Analytiker zeigten beispielhaft, daß es notwendig sein kann, die Analyse wieder aufzunehmen. So weit, so gut. Mir geht es an dieser Stelle (S. 432) erneut um das Problem der Überforderung der Lehranalyse, wenn praktische und theoretische Ausbildung zu kurz kommt. Das Berliner und das Wiener Institut existierten gerade ein Jahrzehnt. In den Anfängen hatte es genügt, bei Freud oder einem seiner Schüler in Analyse gewesen zu sein und die Probe bestanden zu haben. Niemand sonst konnte die Eignung beurteilen als der eigene Analytiker. Darauf geht das Modell des berichterstattenden Analytikers zurück. Es gehört zu den besonders interessanten Kapiteln in der Geschichte der Psychoanalyse, welche Empfehlungen und Regeln Freuds zitiert und tradiert und welche aufgegeben werden. Hier wäre also der Frage nachzugehen, warum die allgemeinen Ziele, die Freud der Lehranalyse zuschrieb, sich mit der Supertherapie im Laufe der Jahrzehnte veränderten, aber – im reporting Modell – der Lehranalytiker weiter über den Kandidaten berichtete. Bezüglich der Wiederaufnahme von Analysen und der Wanderschaft in den dreißiger Jahren gehe ich wie in meinem ganzen Aufsatz vom Ungleichgewicht der Ausbildung aus.

Nichts liegt mir ferner, als persönliche Entscheidungen für lange Analysen oder die Wiederaufnahme einer Therapie herabzusetzen, die auch heute noch, wenn auch in geringerem Maße als in der Vergangenheit, mit Opfern verbunden sind (hierzu beispielsweise S. 489). Es macht aber einen beträchtlichen Unterschied aus, ob man etwas aus freien Stücken tut

oder ob eine höchstpersönliche Sache durch Standards festgelegt wird. Von diesen gehen dann gruppenspezifische Wirkungen aus. Diese entstehen aus der Interaktion vieler Faktoren in einem zirkulären Prozeß zunächst noch aufgrund persönlicher Erfahrungen und im Vergleich mit anderen. Meinem Text die Vermutung zu entnehmen, daß die Wanderer der zwanziger und frühen dreißiger Jahre und die an berühmte Ausbildungsstätten reisenden Analytiker der fünfziger und sechziger Jahre keine weitere Analyse gebraucht und statt dessen klinische Schulung unter Supervision benötigt hätten, muß ich mit Bedauern als Unterstellung bezeichnen.

Ich selbst habe die Wohltat einer zweiten Analyse erlebt. Ich war in den 50er und 60er Jahren auf Wanderschaft und habe dem 5. Abschnitt die Überschrift »Pioniere in Vergangenheit – und Zukunft?« gegeben. Meine Dankbarkeit für die seit fast 40 Jahren empfangene Förderung ist so groß, daß ich einige weitere herausragende Punkte meines Werdeganges nennen möchte. Begegnungen mit entkommenen jüdischen Psychoanalytikern und mit ursprünglich deutschsprachigen Altersgenossen in psychiatrischer Ausbildung am Psychiatric Institute der Yale University, wo ich mit Hilfe eines Fulbrightstipendiums arbeiten konnte, gaben der Schuldfrage eine persönliche Wendung. Im Laufe der Jahre wurde mir klar, daß unsere Geschichte zu nachhaltigen Identitätsproblemen deutscher Psychoanalytiker führt. Auf Empfehlung meiner Lehrer F. C. Redlich und Th. Lidz erhielt ich nach der Habilitation – die Monographie über die Anorexia nervosa war die erste deutsche psychoanalytische Nachkriegsveröffentlichung, die ins Englische übersetzt wurde – zur Weiterbildung in London ein Stipendium des Foundations' Fund For Research In Psychiatry. Dort entstand – auch nach Gesprächen und in Korrespondenz mit Zeitzeugen – u. a. die Veröffentlichung über die Neopsychoanalyse Schultz-Henckes. Die Rationalisierungen deutscher Psychoanalytiker bezüglich ihrer Anpassung habe ich im Zusammenhang ihres Auftretens beim Zürcher Kongreß 1949 beschrieben. Ich erwähne diese Veröffentlichung aus zwei Gründen: Einerseits machten es die Kontroversen am Londoner Institut erforderlich, daß ich mich damals und später mit den verschiedenen Richtungen und Schulen auseinandersetzte. Dieses Problem wurde zu meinem beruflichen Lebensthema. Andererseits wurde die Identität deutscher Psychoanalytiker, insbesondere bei jedem internationalen Kongreß oder bei Begegnungen mit entkommenen jüdischen Psychoanalytikern, zumindest indirekt berührt. Meine letzte Veröffentlichung zu diesem Thema befaßt sich ausdrücklich mit den psychohistorischen Hintergründen der Identitätsprobleme deutscher Psychoanalytiker (Thomä, 1986). Ich erwähne diese Klärungsversuche hier deshalb, weil es mir noch immer unverständlich ist, daß vielen deutschen Psychoanalytikern erst 1977 beim Kongreß in Jerusalem die Augen aufgingen. Beland gehörte zu jenen Berliner Psychoanalytikern, die – nachdrücklich von W. Loch, dem damaligen Vorsitzenden der DPV, unterstützt – alle Warnungen in den Wind geschlagen haben. Sie glaubten, Berlin »wegen der Verbundenheit mit dem alten Berliner Institut« (Beland, 1987, S. 12) für das Jahr 1981 als Tagungsort der IPV empfehlen zu können. Da gibt es noch viel aufzuarbeiten, und ich bezweifle, ob die Form, die durch Rosenfelds Vortrag (1985) für viele DPV-Mitglieder maßgebend wurde, der Zukunft der Psychoanalyse in unserem Land und darüberhinaus dienlich ist. Ich möchte diesen Exkurs mit einer persönlichen Erinnerung beenden.

Als ich 1961 das Londoner Psychoanalytische Institut – von vielen als das damalige Mekka der Psychoanalyse betrachtet – beugten Hauptes erstmals betrat, begrüßte mich eine mir unbekannte, jüdisch aussehende Dame in meiner Muttersprache mit den Worten: »Wie kann man nur so deutsch aussehen?« Es war Eva Rosenfeld, die meine Familie später in ihren Freundeskreis aufgenommen hat.

Die erste deutsche psychoanalytische Nachkriegsgeneration hatte das Glück, daß die IPV – mit historischem Weitblick – die DPV als Zweigvereinigung anerkannte, obwohl auch der Rickmann-Bericht über Berliner Psychoanalytiker und vieles andere mehr aus der jüngsten Geschichte dem Vorstand der IPV bekannt war (Rickmann, in King, 1989). Für die osteuropäischen Länder wünschte ich mir eine ähnliche Weitsicht in einer Zeit der Überwindung von Spaltungen, die sich überlebt haben.

Dreißig Jahre später erreichte ich eine Angstfreiheit, die mir einen, mich zunächst außerordentlich beunruhigenden Einfall ermöglichte und dem ich bisher in der Literatur noch nicht begegnet bin: Der Leser meiner Veröffentlichung findet auf Seite 407 die Anmerkung, daß der geschlossene Institutionstyp mit reporting system, wie er vom Londoner Institut und – wie ich inzwischen einem Kandidatenbericht entnehmen konnte auch vom Institut für Psychotherapie, Berlin, bezüglich des »Reporting« (Köpp et al., 1990) geübt wird, einen die psychoanalytische Methode deformierenden Parameter im Sinne Eisslers darzustellen scheint. Ein solcher Gedanke wäre mir früher kaum im Traum eingefallen. Da die am Londoner Institut durchgeführten Lehranalysen eine hohe Reputation haben und für die jeweilige Schule als vorbildlich gelten, gelangt man zu folgenden Vermutungen: a) der Bericht des Lehranalytikers an den Ausbildungsausschuß über den Fortgang der Analyse oder, wie in anderen Instituten, sein Vetorecht bei der Bewerbung um die Mitgliedschaft ist kein Parameter im Sinne Eisslers. Das heißt, die Folgen dieser Intervention stören den psychoanalytischen Prozeß nicht nachhaltig und können interpretativ aufgehoben werden: Wie immer man diese Intervention auch bezeichnen mag, es handelt sich jedenfalls um einen potentiell folgenreichen Eingriff in die berufliche Laufbahn des Kandidaten – wo aber Macht ist, besteht auch die Gefahr des Mißbrauchs! b) Es ist denkbar – und nach der von mir zitierten Umfrage von Blaya-Perez ist es auch wahrscheinlich –, daß diese Verpflichtung in der Praxis so erfüllt wird, daß es in der Regel nicht zu Interessenkollisionen und nachhaltigen Störungen des therapeutischen Prozesses kommt. Alle Beteiligten scheinen gute Kompromisse zu finden, Aber hier liegt der wunde Punkt: Man kann nicht auf der einen Seite rigoros und puristisch argumentieren und daneben so tun, als hätten Kompromisse keinen Einfluß auf den Prozeß. Läge am unbewußten Grund bei allen Kandidaten die Disposition zu Vernichtungs- und Verlustängsten, müßte diese wegen der realen Abhängigkeit vom Lehranalytiker trotz des Kompromisses ausgelöst und verstärkt werden.

Doch auch bezüglich der Therapie, die sich auf die Beziehung von aktuellen existentiellen Ängsten und deren frühkindlichen Vorläufern richtet, kann die Praxis besser sein, als es die jeweilige Theorie erlauben würde.

Charakterneurose

Psychoanalytiker haben es aufgrund ihrer Praxis und Theorie nicht leicht mit der sogenannten »Normalität«. Bei auffälliger Angstfreiheit eines Menschen denken wir eher an eine kontraprophische Haltung als daran, daß eine geringe Angstbereitschaft auch biologisch vorliegen könnte oder optimale Konfliktlösungen gelungen sind. In der Geschichte der psychoanalytischen Ausbildung kam dieses Problem auf, als sich in den Nachkriegsjahren in Amerika ehrgeizige Yuppies der damaligen Zeit, die sich, sei es aus Prestige Gründen oder auch aus wissenschaftlichem Interesse – oder aus einer Mischung von beidem –, um die Ausbildung bewarben. Auch heute haben es Bewerber, die ihre Motivation mit wissenschaftlichem Interesse begründen und keinen Einblick in persönliche Konflikte und Probleme haben oder geben, nicht leicht. Irren ist auch beim Bewerbungsverfahren menschlich und folgenreich – sehr schmerzlich für den Bewerber und schädlich für die Psychoanalyse, wenn ein origineller Kopf abgelehnt wird. Exemplarische Hinweise auf fragwürdige Entscheidungen kann ich jederzeit geben. Die Ablehnungsgründe folgen dem Muster, daß hinter dem so oder so gearteten Interesse des Bewerbers für die Psychoanalyse eine nicht erkennbare schwere Pathologie liegen könnte. Nicht selten führt sogar das vom Bewerber bereits nachgewiesene wissenschaftliche Engagement für die Psychoanalyse im Zusammenhang mit anderen Minuspunkten zur Ablehnung. Ob bei allen abgelehnten Bewerbern aus dieser Kategorie eine schwere und unbehandelbare Charakterneurose vorliegt, wage ich zu bezweifeln. Im übrigen gilt die Indikation für lange Analysen gerade den Charakterneurosen. In diesen Zusammenhang gehört die Bezeichnung »Normopath«, die ich nicht geprägt habe, die aber nicht ganz selten von Analytikern benützt wird. Wie häufig Analysen von normalen Kandidaten vorkommen, die nur wenig leiden und deren Motivation in einer tiefen Neugierde für das Unbewußte und die Selbsterkenntnis liegt, weiß ich nicht. Was den »normalen Kandidaten« angeht, habe ich keine Verdächtigung ausgesprochen, sondern auf die Veröffentlichung von Knight (1953) und Gitelson (1954) aufmerksam gemacht. Denn damals wurden genaue quantitative Anforderungen in Ausbildungscurri-

cula aufgenommen. Beland gelingt es auch hier, meine Auffassung durch einen sprachlichen Trick zu entstellen. Normale Kandidaten würden zum Normopathen gemacht, »um dann lange als Charakterneurotiker behandelt zu werden (meine Hervorhebung)«.

Die Funktion äußerer Merkmale

Je schwieriger es nach dem Tode Freuds geworden ist, den inhaltlichen Pluralismus unter ein Dach zu bringen, desto wesentlicher wurden äußere Definitionsmerkmale. Die »controversial discussions« endeten in London zum Glück für die Psychoanalyse damit, daß die beiden polarisierten Gruppen um Anna Freud und Melanie Klein unter einem Dach blieben. Über Jahrzehnte hinweg erfüllte die unabhängige Mittelgruppe eine Brückenfunktion, so daß es auch zu inhaltlichen Annäherungen kam. Nach den »controversial discussions« und nach dem »women's agreement« zwischen A. Freud und M. Klein, unter einem Dach zu bleiben, gab es zunächst kaum noch Gemeinsamkeiten über qualitativ definierte Grundpfeiler der psychoanalytischen Technik. Das Dach wurde nun von äußeren Regeln zusammengehalten. Die Frequenz (5mal wöchentlich) wurde zum Kennzeichen der zerstrittenen psychoanalytischen Großfamilie in London. In diesem Merkmal konnte ein Nenner gefunden werden, der den Gruppen mit ihren unterschiedlichen »Supertherapien« im Sinne der Beobachtung Balints gemeinsam war.

Ist es aus inneren Gründen nicht mehr möglich, Diskussionen unter qualitativen Gesichtspunkten zu führen, oder verhindert der Zeitmangel eine eingehende Besprechung eines Behandlungsverlaufs, bleibt nur noch die Orientierung an äußeren Merkmalen. Die Mitglieder zentraler Gremien wissen natürlich, daß es unmöglich ist, komplexe Prozesse in kurzer Zeit sinnvoll diskutieren zu können. Je höher hinauf es in der Hierarchie geht, desto weiter entfernen sich die Entscheidungsprozesse von den Gegebenheiten und entarten zur Kontrolle. Deshalb habe ich beim Vorstand der IPV grundlegende Strukturveränderungen beantragt.

Nach Beland bin ich der einzige weit und breit, der in Quantitäten denkt. Wer, wie er, jahrzehntelang an Sitzungen des zentralen Ausbildungsausschusses teilgenommen hat, kann doch nicht vergessen haben, daß sich die dort ausgeübte Kontrolle primär an Zahlen, nämlich an der Dauer der Lehranalyse (über deren Inhalt ja auch gar nichts bekannt sein kann) orientiert. Die qualitative Beurteilung geht voraus und stützt sich auf Analytiker, die Verantwortung in der klinischen Ausbildung tragen.

Konsens

Beland greift einige Elemente meines Vorschlags, wie das Lernen am Vorbild und die Einführung eines praxisnahen Propädeutikums positiv auf. Doch währt die Freude über einen Konsens nur kurz. Belands Behauptung, daß es noch nie eine Ganztagsausbildung an unabhängigen Akademien gab, träfe nur dann zu, wenn die real existierenden Institutionen dieser Art an der Utopie »Psychoanalytische Hochschule« gemessen werden. Hinter diesem Ideal bleiben gewiß alle Einrichtungen, die eine Ganztagsausbildung angeboten haben oder noch anbieten können, zurück. Die »Psychoanalytische Hochschule« wird eine Utopie bleiben. Die Zukunft der Psychoanalyse wird ganz wesentlich davon abhängen, ob es gelingt, Institutionen zu erhalten oder zu schaffen, die Dauerstellen für forschungserfahrene Analytiker zur Verfügung haben und einer größeren Anzahl von Kandidaten eine ganztägige Ausbildung vermitteln. Es ist ein alarmierendes Zeichen, daß Wallerstein (1991) in den USA keine Möglichkeit mehr sieht, eine solche Institution mit staatlichen Mitteln zu etatisieren oder mit Hilfe von Foundations partiell zu finanzieren. Nur die Psychoanalytiker selbst könnten durch Spenden die finanziellen Voraussetzungen schaffen, um wenigstens ein Modellinstitut zu verwirklichen. Beland scheint von diesen Problemen, die mich zu den Reformvorschlägen führten, wenig berührt zu sein. Nach seiner Überzeugung hat es noch nie eine forschungsorientierte Ganztagsausbildung an einer unabhängigen Akademie gegeben. Zugleich verrät er aber eine grobe Sicherheit, wie es wäre, wenn es eine solche, mehr als erwünschte Ganztagsausbildung mit Forschung und Krankenversorgung gäbe. Seine Argumentationslinie ist folgende: Es hat noch nie eine unabhängige Akademie mit Ganztagsausbildung gegeben. Wenn sich aber jemals die Utopie verwirklichen ließe, dann würde dort das Lieblingskind Thomäs, nämlich die Prozeß- und Ergebnisforschung der Psychotherapien, zwar ihren gebührenden Platz haben, aber andere Züge tragen, als Thomä ihr gegenwärtig verleiht. Die Benennung meines Lieblingskindes, von dem ich auf diese Weise erfahre, sogar von dessen zukünftigem Schicksal, obwohl alles nur Fiktion ist – die Akademie als Utopie –, bereitet meinem Sinn für Visionen ein besonderes Vergnügen. Doch die Freude ist auch in diesem Zusammenhang von sehr kurzer Dauer. Denn hier wird falsch Zeugnis geredet: Mein Lieblingskind ist nämlich die psychoanalytische Verlaufs- und Ergebnisforschung (vgl. Anmerkungen S. 391, 392, 393, 399, 496). Daß diese weltweit am Anfang steht, hängt mit den Versäumnissen der institutionalisierten Psychoanalyse zusam-

men, die nicht selten damit einhergehen, daß man sich nicht um die »Hilfswissenschaften« kümmert. Tatsächlich gibt es eine Menge zu lernen in der psychoanalytischen Therapieforschung. Meine Mitarbeiter und ich haben hierbei viel Hilfe in der psychologischen, sozialwissenschaftlichen und sprachwissenschaftlichen Forschungsmethodologie gefunden.

Zwischen den Zeilen gelesen

Psychoanalytiker sind aufgrund ihrer beruflichen Schulung besonders darin geübt, zwischen den Zeilen zu lesen. An den bewußten und insbesondere an den unbewußten Motivationen interessiert, lassen sie die Frage, was ein Kollege schreibt, bald hinter sich und wenden sich dem Wie und Warum zu. Was findet der psychoanalytische Leser zwischen den Zeilen über den Autor Thomä?

Da ist zunächst die Laudatio. Was ist das für ein Mann, »der in *allen* kontroversen Problemen seines Faches *eigene* Standpunkte erarbeitet hat«? (meine Hervorhebung, HT). Das kann doch nicht wahr sein!

Nach der Laudatio überraschender Szenenwechsel: »Was ist so gravierend schlecht gelaufen, daß Thomä eine Ausbildungsreform an Haupt und Gliedern für notwendig hält?« Daß es an der institutionalisierten Psychoanalyse liegen könnte, wird von Beland nicht ernsthaft in Betracht gezogen. Also ist's bei Thomä »gravierend schlecht gelaufen«. Schon immer? Was soll dann die Laudatio? In der Dramaturgie einer Polemik steigern solche laudationes die Spannung vor dem Sturz des Hochgelobten.

In Belands Polemik erscheint zwischen den Zeilen ein Mann, an dessen Verstand ich ernsthaft zweifeln würde. Wer auf 74 Druckseiten eine Haltung zweifelsfreien Wahrheitsbesitzes an den Tag legt und keinen Erkenntniszweifel gegenüber einer so schwierigen Materie äußert – Thomä gegen den Rest der gesamten psychoanalytischen Welt –, kann jedenfalls nicht mehr ernstgenommen werden. Früher war er, jedenfalls nach der Laudatio, anscheinend ein kompetenter Mann – oder hat schon damals der Schein getrogen? Im Leser geistern nun verschiedene Persönlichkeitsdiagnosen herum. Besonders beliebt ist es, bei einem unbequem gewordenen Autor eine erhöhte »narzißtische Kränkbarkeit« und entsprechende Kränkungen zu vermuten, die wegen ihrer Ubiquität im allgemeinen auch unschwer zu finden sind. Tatsächlich habe ich in den letzten Jahren in der DPV manche Zurücksetzungen erlebt, die ich mir allesamt selbst zuzuschreiben habe. Die von mir als Hauptautor eines zweibändi-

gen, international beachteten Lehrbuchs vertretenen Auffassungen sind aus vielerlei Gründen in der DPV nicht mehrheitsfähig. Deshalb ist es konsequent, daß ich in den letzten Jahren von der Mitgliedschaft nicht mehr als Vertreter für Aufgaben in der IPV vorgeschlagen wurde. Mein Bedauern über den selbstverschuldeten Rückgang meines Einflusses innerhalb von Gremien und Organisationen wird durch den Gewinn ausgeglichen, nicht mehr durch ein äußeres Verständnis von Loyalität gebunden zu sein. In diesem Zusammenhang ist mein Argumentationsstil wohl auch entschiedener geworden.

Für einen, der glaubt, bei vollen Sinnen und nicht altersverändert zu sein, ist es nach seinem beruflichen Curriculum nicht leicht zu ertragen, durch allerlei Anspielungen und Fragezeichen zwischen den Zeilen als Verräter zu erscheinen. Es hat mir noch nie besonderen Spaß gemacht, zum Fenster hinauszureden, weshalb ich auch die Fragezeichen von Beland im Kontext der Verdächtigung, daß es mir um einen Effekt außerhalb der Analyse gehe, besonders kränkend empfinde: Thomä entwerte durch seine Quantitätsbehauptung die Integrität. »Warum? Ja, warum? ... wenn es nur den gewünschten Effekt bringe. Bei wem, cui bono?«) Ich setze mich über die Verdächtigung, als Handlanger angeblich analysefeindlicher Institutionen zu agieren, hinweg und halte Beland zugute, daß er meine Kritik am Ungleichgewicht der psychoanalytischen Ausbildung als Entwertung erlebt.

Aus meiner Sicht durchzieht der Zweifel an den bisher gefundenen Lösungen vieler wesentlicher Probleme meinen ganzen Aufsatz. Die kritischen Stimmen vieler namhafter Psychoanalytiker wurden wiedergegeben. Ihren Zweifel habe ich mir nach gründlicher Prüfung zu eigen gemacht – genug des Zweifels

Bei meiner Studie konnte ich gerade das nicht finden, was ich nach Beland zum Ausgangspunkt hätte machen sollen, nämlich »den Konsens der Psychoanalytiker aller Richtungen, Länder und Institute seit den dreißiger Jahren über den Zweck der Lehranalyse«. Er hält mir vor, daß ich diesen Konsens »nicht inhaltlich, wissenschaftlich, d. h. im Zusammenhang der Psychoanalyse« diskutiere. Mein Ausgangspunkt war, daß es von eh und je zur analytischen Haltung gehört, nichts zu »erzwingen«, weder in kurzen noch in langen Analysen.

Ausblick

Obwohl ich mir bewußt bin, daß eine Reform in absehbarer Zeit nicht erkämpft werden kann, richte ich den Blick auf die fernere Zukunft und

auf neue Generationen von Pionieren in der ganzen Welt und nicht zuletzt in den osteuropäischen Ländern. Lenins Wort, daß Kontrolle besser sei als Vertrauen, hat seine Macht verloren.

Ob IPV und DPV mit Unterstützung eines Institutionsberaters in der Lage sein werden, die Kontrolle nach unten aufzugeben und durch Vertrauen in ihre Mitglieder zu ersetzen? 20 Jahre nach Fürstenaus Vortrag ist es an der Zeit, eine Organisationsreform auf den Weg zu bringen und Belands Vorschlag aufzugreifen. Gemeinsame Anstrengungen sind notwendig, um Visionen einer besseren Psychoanalyse zu verwirklichen. Mein Wunschtraum, dem ich gern das Merkmal einer »sich-selbst-erfüllenden-Prophezeiung« geben möchte, hat ein konkretes Ziel: die Umwandlung »Broomhills«, das bisher die Administration der IPV beherbergt, in ein »Haus der Begegnung« und als Sitz der »Standing Conference on Research and Psychoanalytic Practice«. Vertreter aller Richtungen innerhalb und außerhalb der IPV könnten dort die Muße finden, die im »jetzigen Praxis- und Ausbildungssystem« fehlt, um »die systematische intellektuelle Durchdringung des klinischen Ertrags der psychoanalytischen Jahrzehnte« zu leisten, die Beland fordert. Es ist mir klar, daß eine Strukturreform der IPV noch schwieriger durchzusetzen ist als eine Änderung der psychoanalytischen Ausbildung. Deshalb suche ich auch bei Beland und der DPV Unterstützung für diese Vision.

(Anschrift des Verf.: Prof. Dr. Helmut Thomä, Wilhelm-Leuschner-Str. 11, 7900 Ulm)

Summary

The author rejects Beland's criticism by arguing that a reform of psychoanalytic training cannot assume a consensus concerning the role and function of training analysis. Instead it has to consider the loss of unity of training, health care and research. The »syncretistic dilemma« of training analysis and the criticism presented for decades by leading professionals have to be taken seriously. The goal of »purification« of the analyst's perceptive faculties, he argues, has eventually led to the »super-training analysis«, which presently averages 1000 sessions.

BIBLIOGRAPHIE*

- Beland, H. (1987): Wie verstehen sie sich selbst. DPV-Informationen Nr. 2, 9–13.
 Freud, S. (1940b): Some Elementary Lessons in Psychoanalysis. GW XVII, 49–55.
 Fürstenau, P. (1979): Aktuelle Organisationsprobleme einer psychoanalytischen Vereinigung aus soziologischer Sicht. In: Zur Theorie psychoanalytischer Praxis. Stuttgart (Klett-Cotta), 156–168.

* Die Bibliographie besteht nur aus solchen Titeln, die in der Bibliographie meines Aufsatzes in *Psyche*, 45 (1991), S. 500 ff. nicht enthalten sind.

- Gill, M. (1991): Indirect Suggestion: A Response to Oremland's Interpretation and Interaction. In: J. Oremland (1991) Interpretation and Interaction. Psychoanalysis or Psychotherapy? (Analytic Press) Hillsdale, 137–163.
- Horn, K. (1974): Der überraschte Psychoanalytiker. *Psyche*, 28, 395–430.
- Jaques, E. (1955): Social Systems as a Defence against Persecutory and Depressive Anxiety. In: New Directions in Psycho-Analysis. (Ed.) P. Heimann und R. E. Money-Kyrle. New York (Basic Books), 478–498.
- King, P. H. M. (1989): On being a psychoanalyst: Integrity and vulnerability in psychoanalytic organizations. In: H. P. Blum, E. Weinshel und F. R. Rodman (Hg.): The psychoanalytic core. (Int. Univ. Press) Madison, 331–352.
- Köpp, W., et al. (1990): Die Lehranalyse im Spannungsfeld der Ausbildung. In: U. Streeck und H.-V. Werthmann (Hg.): Herausforderungen für die Psychoanalyse: Diskurse und Perspektiven, München (Pfeiffer).
- Little, M. (1958): Über wahnhafte Übertragung (Übertragungspsychose). *Psyche*, 12, 258–269.
- Little, M. (1991): Regression auf Abhängigkeit. *Psyche*, 45, 914–930.
- Reiche, R. (1991): Haben frühe Störungen zugenommen? *Psyche*, 45, 1045–1066.
- Rickmann's Report on his visit to Berlin to interview psychoanalysts, 14./15.10.1946, als Addendum (S. 27–31) In: King P.: Activities of British psychoanalysts during the second world war and the influence of their inter-disciplinary collaboration on the development of psychoanalysis in Great Britain. *Int. Rev. Psycho-Anal.* (1989) 16, 15–33.
- Rosenfeld, H. (1985): Narzißmus und Aggression. Klinische und theoretische Beobachtungen. In: H. Luft und G. Maass (Hg.): Narzißmus und Aggression, Hofheim/Wiesbaden 1986.
- Thomä, H. (1986): Psychohistorische Hintergründe typischer Identitätsprobleme deutscher Psychoanalytiker. *Forum der Psychoanalyse*, 2, 1–10.
- Wallerstein, R. S. (1991): Psychoanalytic Education and Research: A Transformative Proposal. *Psychoanal. Inquiry*, 11, 196–226.